
Kokain ist der Tod

Von Hanspeter Bundi

In den Yungas, am Rand des bolivianischen Tieflandes, wird die Kokainwirtschaft immer dominanter. Doch jetzt haben Bauern eine Alternative zum Anbau des Cocastrauches gefunden: ein natürlicher Zuckerersatz aus dem Süsskraut Stevia, den sie über Kanäle des gerechten Handels vertreiben wollen.

Das Schild, das ein Bauer bei einer Demonstration in La Paz hochhielt, ist German Amba Tancara noch immer vor Augen. „Coca o Muerte“, stand da. Coca oder Tod! „Als ob in Bolivien alles Coca wäre“, sagt German. „Als ob es neben dem Handel mit Coca nichts gäbe.“ Die Kokainwirtschaft, die grösste Devisenbringerin Boliviens, ist ihm ein Gräuel. „Wenn du Coca anbaust, verlierst du die Moral. Du lebst in Angst, und das viele Geld macht dich kaputt“, sagt German. Zusammen mit andern Bauern baut er im Tiefland der Yungas das Süsskraut Stevia an. Es enthält einen Wirkstoff, ein Konkurrenzprodukt für die vielfach ungeliebten, künstlichen Süsstoffe. Wenn es gelingt, für die Stevia angemessene Preise zu lösen, kann sie zu einer Alternative zum Anbau von Coca werden.

Der fünfzigjährige German Amba sitzt auf der Plaza Bolivar in Caranavi, einer Kleinstadt im Tiefland Boliviens, vier Autostunden nordöstlich von La Paz. Unter dem Gelächter der Zuschauer preist ein Marktschreier seine Wundermittel gegen Rheumatismus und Potenzstörungen an. Auf den Parkbänken unter den Bäumen sitzen Verliebte. Zwei Hunde jagen einander über den Platz. German erzählt aus der Zeit, als Tausende junger Emigranten aus dem Hochland die Waldparzellen rodeten, die der Staat ihnen zugeteilt hatte. Hier im Tiefland der Yungas hofften sie auf ein neues und besseres Leben. Für den Staat war ihre Emigration ein doppelter Vorteil. Er konnte den Bevölkerungsdruck auf dem Hochland mildern. Ausserdem trugen die Yungas zur Landesversorgung bei, denn damals war es für die Bauern selbstverständlich, dass sie Lebensmittel produzierten. Mais, Yucca, Früchte, Fleisch.

Zu diesen Lebensmitteln gehörten auch die Blätter des Cocastrauches. Die Cocablätter haben in Bolivien und Peru eine jahrhundertelange Tradition. Sie sind wichtiger Teil der indianischen Riten. Zerkaut oder als Tee vertreiben sie den Schlaf, regen den Geist an und helfen, harte Arbeit lange Zeit durchzustehen. Als Medizin hilft Coca bei Magenbeschwerden und Kopfweh. Der Anbau für den internen Gebrauch ist denn auch legal. „Die Coca war lange Zeit ein Produkt wie jedes andere“, sagt German. „und nicht einmal das wichtigste. Kartoffeln, das Fleisch, die Früchte waren wichtiger.“

Das änderte sich, als sich Anfang der Achtzigerjahre der Diktator García Meza an die Macht putschte, ein Mann aus dem Umfeld der internationalen Drogenhändler. Jetzt begannen immer mehr Bauern, den internationalen Kokainhandel zu beliefern, und heute sind laut UNO-Angaben sind in Bolivien 30'500 ha mit Coca bepflanzt, eine Fläche so gross wie der Kanton Schaffhausen, und sie wird jedes Jahr um 6% ausgeweitet. Weil der Cocastrauch den Boden schneller und gründlicher auslaugt als andere Kulturen, roden die Cocabauern den Wald in immer schnellerem Rhythmus.

Heute gibt es in Caranavi zwei Sorten von Bauern. Die einen sind hager und haben

abgearbeitete Gesichter. Die Einkäufe, die sie auf dem Markt tätigen, sind bescheiden, und am Abend warten sie, auf den Fersen kauend, bis das Kollektivtaxi sie zurück in ihren Weiler bringt. Mit dem Verkauf von Kaffee, Zitrusfrüchten, Bananen, verdienen sie 350 Bolivianos pro Monat, das sind fünfzig Dollar. Auf der andern Seite sind die Cocaleros, die internationale Kokainringe beliefern. Auf ihren Parzellen haben sie Tausende von Cocasträuchern gepflanzt. Der Verkauf der Blätter spült jeden Monat bis zu 35'000 Bolivianos in ihre Kassen, 5000 Dollar. Damit lebte es sich in Bolivien wie die sprichwörtliche Maus im Haberstroh. Die Cocaleros fahren mit geländegängigen Toyotas oder Jeeps langsam um die Plaza Bolivar, setzen sich in das beste Restaurant (das für Schweizer Verhältnisse immer noch sehr bescheiden wirkt), und wenn sie Essen und Getränke bestellen, achten sie nicht auf die Preise. Die alten Männer unter ihnen tragen noch die Spuren des früheren, harten Lebens, doch die Söhne und Töchter haben glatte Gesichter, fast so glatt wie die der Menschen in der Stadt, nur dunkler, breiter.

„Coca macht uns alle kaputt“, sagt German Amba. Deshalb wollen er und alle Bauern von Santa Fé mit der Coca nichts mehr zu tun haben. Als der Staat und Hilfswerke aus den Vereinigten Staaten versprochen, wie würden ihnen beim Aufbau von alternativen Kulturen helfen, verpflichteten sich die Bauern offiziell, kein Coca mehr anzupflanzen. Die Hilfe ist aber ausgeblieben. Die Bauern von Santa Fé sind auf sich allein gestellt. Es war der alte Don Moïses, irgendetwas zwischen 75 und 85 Jahren alt, der die Idee mit der Steviapflanze hatte. Das Steviosid, der Wirkstoff der Pflanze, süsst 300 mal so stark wie Zucker. Deshalb ist die Stevia in den Labors aller grossen Nahrungskonzerne zu einem beliebten Forschungsprojekt geworden.

Vor Jahren hat Don Moïses, der neugierige, alte Mann, von einem Agroingenieur aus Paraguay einige Steviapflanzen gekauft. Er vermehrte das Saatgut und konnte die getrockneten Steviablätter zu guten Preisen verkaufen. Das weckte das Interesse seiner Nachbarn, er gab ihnen einige Pflanzen ab, und heute ist der Anbau von Stevia für einige der ehemals skeptischen Bauern von Santa Fé zu einer willkommenen Einnahmequelle geworden.

Santa Fé ist ein Weiler etwa zwanzig Autominuten ausserhalb Caranavis. Ein paar kleine Häuser, ein Platz, ein Krämerladen, der zugleich eine Bar ist, eine kleine Kirche der Adventisten. Santa Fé ist auch der Sitz der Stevia-Genossenschaft Meprosur, die mittlerweile 30 Mitglieder hat. In den letzten Jahren mussten sie allerdings zusehen, wie die Preise der Stevia zerfielen, weil grosse Produzenten in Paraguay weit günstiger produzieren können. Zwar bringt Stevia immer noch etwas bessere Erträge als traditionelle Landwirtschaftsprodukte, doch eine Alternative zur hochrentablen Cocaproduktion ist das Süsskraut bis jetzt nicht geworden. „Wir hoffen auf den Export im *commercio solidario*“, sagt German. „Dort werden Preise bezahlt, die uns das Leben ermöglichen.“ So wie bei den Bauern der Kaffeegenossenschaft Pro Agro, die fast ausschliesslich für Organisationen des Fairen Handels produzieren und Preise lösen, die weit über den normalen Handelspreisen liegen.

Mit dem getrockneten Kraut, das stark nach Süssholz schmeckt, werden die Bauern von Santa Fé allerdings kaum Erfolg haben. Die Genossenschaft Meprosur hat es sich zum Ziel gesetzt, aus den Steviapflanzen das konzentrierte Stevioid herauszulösen. Der technische Aufwand dafür übersteigt jedoch die Möglichkeiten der einfachen Bauern. „Es ist nicht allzu schwierig, und wir könnten es lernen“, sagt Don German, der sich in einer einfachen Fabrik in La Paz umgesehen hat.

Hier kommen *Brot für alle* und *mission21* ins Spiel. Sie unterstützen die Genossenschaft beim Ankauf der nötigen Einrichtungen, sie finanzieren die Weiterbildung der Bauern und

die Ausbildung für die Betreiber der künftigen kleinen Fabrik. Für Beat Dietschy, Zentralsekretär von *Brot für alle*, macht diese Hilfe Sinn. „Wir treiben zwar nicht Handel, aber wir können neue und gerechte Handelsformen unterstützen und politisch einfordern“, sagt er. Er verweist auf die Geschichte seiner Entwicklungsorganisation, die schon sehr früh Impulse für Fairen Handel und gerechte Arbeitsbedingungen gab. Sozialklauseln für die Del Monte - Ananasplantagen auf den Philippinen. Wichtige Impulse für die Claro-Läden. Gründung der Fairhandelsorganisationen Max Havelaar und STEP. Kampagne für fair produzierte Computer. „*Brot für alle* hat dazu beigetragen, dass der Handel ein wenig fairer und die Welt ein wenig gerechter wird“, sagt Beat Dietschy. „Und dass Menschen sich ihr Leben sicher und in Würde verdienen können.“

Menschen wie German Amba zum Beispiel. Er sagt: „Vielleicht wäre ich ebenfalls ein grosser Coccalero geworden. Ich war jung, und die Versuchung ist gross.“ Doch Don German ist um die Versuchung herumgekommen. Als in Caranavi der grosse Cocakuchen verteilt wurde, hatte er aus politischen Gründen ins Ausland fliehen müssen, und heute verbietet ihm sein christlicher Glaube den Konsum und den Anbau von Drogen. Er zählt auf, was andere sich mit den Einkünften aus der Coca leisten: ein grosses Haus, ein schweres Auto, Privatschule für die Kinder. „Ein Haus habe ich schon“, sagt German Amba. „Ein Auto brauche ich nicht. Aber die Ausbildung meiner Tochter, die will ich finanzieren können.“